



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lie, Bernt: Oberlehrer Hauk : Roman : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

brauchen, aber ich traf dort einen Matrosen, der bis in die Ostsee gekommen war, meine Vaterstadt gesehen hatte und Bilder und Andenken aus aller Herren Ländern mit Stolz vorwies. Er hatte eben geheiratet und wollte bald wieder hinaus; auf Zimbros werden am thrakischen Meere die besten Seeleute geboren, und wer etwas besitzt, hat es in der Fremde erworben.

(Schluß folgt)



Oberlehrer Haut

Roman von Bernt Lie

(Fortsetzung)



alb abwesend saß er da und betrachtete sich im Spiegel. Mein Gott! Fein genug in Kleidern, das war er, daran mangelte es nicht. Ein häßlicher Mensch war er auch nicht, das konnte er ruhig selbst sagen.

Aber was half das alles!

Fräulein Matti hatte damit angefangen, daß sie ihn nicht „Herr Dpfeth“ nennen wollte. Die Schwester folgte sofort ihrem Beispiel. Und nun hieß er nur „Herr Haut“, im Hause wie auch außerhalb. Wohin er kam, wurde er als Herr Kandidat Haut vorgestellt. Alle Einladungen waren an Herrn Haut gerichtet, und wenn er antwortete, so mußte er doch ebenso unterschreiben. Um so mehr als ihm der Professor geradezu geraten hatte, das ein wenig ländliche „Dpfeth“ fallen zu lassen.

Aber was half das alles!

Er war und blieb der Bauernjunge, der er von Geburt an gewesen war. Und je mehr er sich aufputzen ließ, je feiner er wurde, um so tiefer fühlte er es nur.

Er klagte natürlich nicht darüber, daß er nicht fein genug war. Ach nein, zum Streber war er nicht geschaffen. Aber es war trotzdem hart. . . .

Man wurde doch niemals klug aus dieser Welt!

Hier hatte er, so alt er war, sich selbst schmählich betrogen!

Er hatte ganz einfach ihre Freundlichkeit nicht vertragen können. Er hatte sich selbst mehr und mehr aus den Augen verloren, so allmählich und unmerklich war es zugegangen, wie von einer tückischen Macht war er tiefer und tiefer in seine Liebe zu ihr hineingelockt worden, hatte so sicher in seinen eignen innern Gedanken und all der Wärme des Herzens gelebt. Und weil ihn dies selber ausfüllte, ja einen überwältigenden Reichtum über seinen ganzen Sinn ausgegossen hatte, so konnte er keinen andern Gedanken, als daß dieses auch für sie Lebenswert haben müsse. So weit war er gekommen, daß er sich in Hoffnung und Träumen als der Gesehnte hatte, der sich ihr einmal anbieten durfte.

Ein Glück, daß er erwacht war, ehe es zu spät geworden war!

Wie er heute abend den französischen Gelehrten von ihr als „la grande dame“ in den vornehmen Sälen hatte reden hören, war es auf einmal still abgetan gewesen. Sie war dort — und er saß hier.

Und es war gut, daß es endlich geschah.

Er hatte es solange gefühlt. Die Wahrheit hatte an seine Tür geklopft, aber er hatte nicht hören wollen, hatte nicht den Mut gehabt zu öffnen.

Dieser Franzose war schuld daran.

Ach ja, er war schuld daran!

— — — Ach, wenn es doch nicht so weh täte! Wenn es doch nicht so bitter, bitter weh täte! Sodasß er im Elend zusammenbrach und meinte, es gäbe für ihn keinen andern Weg im Leben als in die Heimat zurück, zur Mutter in das Stübchen im Fischerdorf.

Denn das war ja so einfach, so selbstverständlich natürlich.

Monsieur Benjamin Courtes-Frankreichs ganzer Glanz schillerte und strahlte aus seinem Wesen! Und vom ersten Augenblick an hatten sich ihre Wangen gerötet.

Es war so natürlich — so ganz selbstverständlich.

Er kämpfte dagegen an — es war so feige — er wollte nicht! Aber die Tränen perlten ihm aus den Augen, tropften auf die weiße Weste Ach mein Gott! Ach mein Gott ja! Weinen durfte er doch wohl hier in der Einsamkeit! Und er faltete die Hände über dem Kopf und murmelte den Psalm Davids vor sich hin, den die Mutter daheim in der alten Bibel las:

Nach dir, Herr, verlangst mich. Mein Gott, ich hoffe auf dich. Laß mich nicht zuschanden werden, daß sich meine Feinde nicht freuen über mich. . . . Der Herr ist gut und fromm, darum unterweist er die Sünder auf dem Wege. Er leitet die Elenden recht und lehret die Elenden seinen Weg. Wende dich zu mir und sei mir gnädig, denn ich bin einsam und elend. . . .

Er hatte lange da gefessen. Die Lampe wollte verlöschen; es war kein Petroleum mehr darin, und er blies sie aus. Durch das Fenster dämmerte der Tag. Er öffnete und trat auf das flache Dach hinaus.

Der Regen hatte aufgehört. Unten von der Straße herauf tönte das Plätschern einer einsamen Fontäne. Dem grauenenden Tageslicht entgegen stiegen Türme und Binnen, krümmte sich das Kuppeldach des Pantheon. Die Häuserdächer lagen aber noch in dunkeln Chaos. Rom schlief noch.

In der Ferne fielen einige dumpfe Glockenschläge.

An dem eisernen Geländer blieb er stehn.

— Die „Elenden“ stand da. „Lehre die Elenden deinen Weg!“

Wunderbar, wunderbar! Als sei er so still an die Hand genommen und auf „seinen Weg“ zurückgeführt worden — von dem er abgewichen war!

Er war auf Abwegen gewesen von dem Tage an, wo er hierher gekommen war. Sein ganzes Sinnen war mit Gedanken und Bestrebungen beschäftigt gewesen, die nichts gemein hatten mit dem, was rechtmäßig und einzig und allein das seine war. Er hatte nach gaukelndem Blendwerk gestrebt, und seine Seele war erfüllt gewesen von falschem Sehnen und Hoffen. Und wie er nun auf das elendeste zusammengefunken war unter seiner Schande und gerechten Enttäuschung — gerade jetzt lag seine Arbeit vor ihm, ernsterfüllt wie die ewige Stadt selber in dieser Morgenstunde; das Glockengeläute da draußen klang wie ein mahnendes Rufen: er hatte ja seinen Weg zu wandern, den schweren Weg der Wissenschaft, auf dem lag das Ziel seines Lebens, dort lag der heilige Beruf, der, für den er dem Schöpfer in der Tiefe seiner Seele dankbar war.

Er wollte nicht fernerhin treulos und unzuverlässig sein!

* * *

Die Stadt Rom hatte das große archäologische Ereignis auf dem Forum mit einem festlichen Vormittag auf dem Kapitol gefeiert. Rang und Gelehrsamkeit strömten in der strahlenden Aprilsonne auf die breite Freitreppe Michelangelos heraus. Das Fest war beendet, und Rang und Weisheit wollten jetzt nach Hause, um zu frühstücken und zu ruhen nach dreistündiger offizieller römischer Suada.

Über den Platz hinweg wurden klingende Namen gerufen, und die Equipagen rollten herbei.

Professor Hage trat auf die Treppe heraus, in einem Kreise lachender Herren. Mit nordischer Unversfrorenheit und der ihm eignen Offenheit hatte er seinem nächsten Kollegen ein Zitat von Horaz zugeflüstert, das gerade nicht übertrieben höflich gegen den süßlich modernen römischen Senat war. Sein gemieteter Zweispänner fuhr vor, und er verabschiedete sich in einer muntern kleinen Ovation.

Aber Professor Hage war den Hügel noch nicht weit hinuntergekommen, als sich sein schönes, lächelndes Gesicht in ernste Falten legte. Er gab dem Kutscher den Befehl, abzubiegen und nach der Porta San Giovanni zu fahren, knöpfte den Rock fest über seinen Orden und Bändern zu und lehnte sich in den Wagen zurück.

Am Kolosseum vorbei und über den langen Hügel bei San Clemente rollte die schwere Karosse und endlich hinaus auf den königlichen Platz vor dem Lateran und San Giovanni, wo die breite Landschaft der Campagna außerhalb der alten Stadtmauern dalag wie ein wogendes Meer.

Mitten vor dem Tor blieben die Pferde stehn.

Der Professor hatte in seiner tiefen Versunkenheit nichts gesehen oder wahrgenommen. Jetzt fuhr er auf, sah sich um und rief: *Avanti, avanti!*

Und der Wagen rasselte durch das Torgewölbe.

Professor Hage sah nach der Uhr. Vor einer kleinen Osteria ließ er den Kutscher halten, winkte dem Wirt und verlangte einen halben Liter Wein und ein Stück Brot. Der Kutscher bekam auch sein Glas, und im Wagen sitzend verzehrte der Professor sein Brot, während er am Wein nippte.

Der Kutscher murmelte einen Fluch, als er den Befehl erhielt, den langen und schlechten Weg um die Mauer herum — und nach Hause zu fahren. Aber der Professor gab dem entzückten Wirt eine Gira, zündete sich eine Zigarre an und lehnte sich gemächlich in den Wagen zurück.

Und der Wagen humpelte dahin unter den alten Mauern.

... Es war dem Professor Hage etwas zugestoßen. Er war in eine sonderbare Unruhe geraten. Und er empfand das Bedürfnis, sich Zeit zu lassen, ehe er nach Hause kam, die Sache für sich ins Klare zu bringen und sich zu beruhigen. Es war dies eine Unruhe, wie er sie seit vielen Jahren nicht gespürt hatte, die er aber doch sehr wohl kannte aus jenen Zeiten in seinem Leben, wo er sich nicht so sicher und obenauf gefühlt hatte wie jetzt, wo er noch kämpfte und stritt. Und er haßte diese Erinnerung, er haßte diese Unruhe! Seine Kiefer schmerzten ihn, so hatte er die Zähne zusammengebissen.

Der alte deutsche Professor, der Nestor unter den römischen Historikern, war heute während des „Festes“ auf ihn zu gekommen und hatte mit ihm über ihre viele Jahre zurückliegende Streitfrage — die Etrusker in Rom — geredet:

Und nun nehmen Sie den Kampf wieder auf?

Nein, daran hatte Professor Hage niemals gedacht. Er seinerseits hatte das letzte Wort in dem Streit gesprochen, und er stand fest auf seinem Standpunkt.

So? und ich hatte den bestimmten Eindruck, daß Sie dahinter stünden.

Dahinter ...?

Hinter Ihrem jungen, talentvollen Sekretär!

Hinter meinem Sekretär?

Ja, es taucht eine neue Kraft in der Wissenschaft auf. Es ist so erfreulich zu sehen, daß jemand nach uns kommt.

Ja, es ist erfreulich, außerordentlich erfreulich. Aber daß Sie meinen lieben jungen Freund und Schüler in Verbindung mit unserm alten Streit nennen ...?

Wissen Sie denn nicht, daß der junge Haut die Frage aufgenommen hat —?

Nein — ja — ja, natürlich gewissermaßen . . .

Geben Sie acht, mein lieber Hage, geben Sie acht! Der junge Mann macht uns den Garaus mit den Estruskern!

Nun, so schlimm . . .

Sie werden zweifelsohne viel Ehre von diesem Schüler haben. Der kleine Einblick, den er mir in seine Behandlung und Auffassung dieser Frage gegeben hat, deutet auf Talent und Originalität. Ich fürchte, wir werden uns einigen müssen in unserm Streit, das heißt, der junge Mann wird uns beide besiegen!

Nun, so schlimm wird es wohl nicht werden . . .

Also Sie hegen keine Furcht in bezug auf sich selbst! Nein nein! Mir will es scheinen, als habe er Wege gefunden, die uns beiden Alten umgehen.

Er hat sich Ihnen gegenüber also ausgesprochen . . .?

Ja, es kam ganz zufällig. Da ist ja allerlei, wonach er einen so alten Gräber wie mich fragen kann . . .! Seine beste Hilfe hat er ja näher bei der Hand, lieber Professor.

Nun ja — man — hm — man stellt sich ja natürlich einem Schüler zur Disposition.

Selbstverständlich, und ich denke, Sie werden Freude an ihm erleben. Wenn er seine Arbeit nur fertig bringt! — — —

* * *

Professor Hage blies den Rauch in die Luft. Es beruhigte ihn, ein wenig zu haben, worauf er beißen konnte, und wenn es auch nur eine Zigarre war.

Ob der alte Fuchs ihm seine Bestürzung und Überraschung bei der Mitteilungsangemerkt und mit Schadenfreude seinem Entzücken über „die neue Kraft in der Wissenschaft“ Ausdruck verleihen hatte, ob ein feindlicher Triumph durch die lächelnde Gemütlichkeit hindurchdrang, das war ja in Wirklichkeit eine untergeordnete Frage. Ihre Bedeutung konnte sie ja freilich haben. So weit es anging, mußte ja der Schein eines freundschaftlichen Zusammenarbeitens zwischen Lehrer und Schüler gewahrt werden. Wenn er nur ein klein wenig vorbereitet gewesen wäre! Aber das half nun nichts. Das war ja das Nebensächliche.

Aber dieser Haut Dpseth!

* * *

Professor Hage kam spät zum Frühstück nach Hause.

Matti und Karo hatten gegessen und waren schon auf und davon. Sie wollten mit einer Schar Skandinavier einen Ausflug nach Albano und Remi machen. Aber Fräulein Juliane und Haut Dpseth warteten.

Der Professor war strahlender Laune und erzählte von dem Fest auf dem Kapitol. Er aß mit gewaltigem Appetit und stieß mit den beiden an:

Guer Wohl, meine Getreuen! Ich habe es heute wirklich verdient, allein bei Tische zu sitzen!

Beim Obst sah er plötzlich nach der Uhr, und aus dem Nebenzimmer holte er einen Eisenbahnfahrplan.

Ich habe einen Gedanken! Einen brillanten Gedanken, meine Freunde. Ganz recht, der Zug nach Frascati geht nicht vor vier Uhr. Dann seid ihr um fünf da. Heute wird nicht gearbeitet. Ihr beide fahrt nach Frascati und nehmt dann einen Wagen nach Rocca di Papa. Von dort geht ihr den schönen Weg durch

den Wald nach Nemi, wo ihr die andern Galgenstricke überrascht. Ihr übernachtet da mit ihnen und kehrt morgen früh entweder mit ihnen nach Frascati zurück oder geht um den See nach Genzano und Albano. Dann seid ihr morgen mit dem Nachmittagszuge wieder zu Hause.

Fräulein Juliane protestierte. Vater könne nicht allein sein. Auch Hauf war der Ansicht, daß es zu viel sei, aber der Professor blieb dabei. Es würde ihm gerade ein Genuß sein, einmal allein zu sein. Er wollte heute abend außer Hause essen, und er habe ja Mädchen und Diener zur Verfügung.

Und ich will euch etwas sagen, meine treuen Freunde! Ich schulde euch einen freien Tag, ein Vergnügen. Ich bin nicht umsichtig genug, ich nutze euch zu sehr aus, jeden auf seine Weise. Ach nein, kein Widerspruch! Es ist so, wie ich sage. Wenn ich selbst mitten in der Arbeit stecke, vergesse ich so leicht die, die ich gebrauche. Ach ja, ach ja, deine seltsame Mutter, Juliane, die hätte ein Liedchen davon singen können. Aber so bin ich nun einmal. Meine beste Zerstreuung, mein größtes Vergnügen ist stets meine Arbeit gewesen. Und dann ist man Egoist und blind, und ehe man sich versieht, ist man hart und unfreundlich, ohne es zu wollen.

Fräulein Juliane trocknete ihre Augen.

Und was Sie betrifft, mein lieber Hauf, so glaube ich, in den letzten Monaten bemerkt zu haben, daß Sie gar nicht gut aussehen, so gesund und stark und jung, wie Sie sind. Sie gehen zu arg ins Geschirr. Sie arbeiten zu viel, haben zu wenig Zerstreuung. Wir sind doch in Rom, und jung ist man nur einmal im Leben! Italiens Sonne bescheint uns, damit wir uns daran erwärmen. Sie dürfen nicht ins Winterland heimkehren und Reue empfinden, daß Sie die Sonnentage nicht ausgenutzt haben. Sie müssen zugreifen, junger Freund! Ja, ja, das ist natürlich meine Schuld; aber von nun und für die Zeit, die wir noch zusammen sind, wollen wir uns anders einrichten. Sie sollen Ihre Stunden frei haben für die Freude und die Jugend!

* * *

Eine halbe Stunde später stand Professor Sage am Fenster und sah die beiden über den Platz gehn. Die Aprilsonne glühte, und er ließ die Jalousie wieder herab. Er versuchte, seinen gewohnten Mittagschlummer zu halten. Aber ob es nun zu spät geworden war, oder ob ihn die Wärme trotz aller herabgelassenen Jalousien und aller geöffneten Türen plagte, es wollte ihm nicht gelingen. Und der Professor schlenderte in Hemdsärmeln durch die leeren Zimmer. Sehr lange.

Dann kleidete er sich an, nahm seinen Hut und seinen großen, hellgrauen Sonnenschirm, ging hinaus und weckte einen der schlafenden Droschkenkutscher auf dem Platz.

Via della Stelletta!

Und fort ging es, der Stadt zu.

Bei Nr. 16 in der Via Stelletta stieg er aus. Der Kutscher brauchte nicht zu warten. Und er kletterte die unendlichen Treppen hinauf, blieb stehn und schöpfte Atem auf den Absätzen und stand endlich ganz oben vor Carnevallinis verschlossener Tür.

Der alte Carnevallini erging sich in einem Schwall von Entzücken und verneigte sich zur Erde, als er il professore sah; verzweifelt jammerte er darüber, daß il segretario leider nicht zu Hause sei. Der Professor beruhigte ihn; der Sekretär habe heute einen freien Tag und sei in die Albaner Berge hinausgefahren.

Er wolle nur einen Bescheid auf den Tisch des jungen Mannes legen, für morgen, wenn er wieder käme.

Unter Dienern und Kratzfüßen führte ihn Carnevallini in Hauts Zimmer. Der Professor bat, ihn allein zu lassen — er würde die Schreibutensilien schon finden und würde die Tür sicher wieder hinter sich abschließen.

Auf Haut Dpseths Tisch lag seine Mappe, sorgfältig mit schwarzen wollenen Bändern verschlossen. Rings umher in Haufen lagen Bücher und lose Papiere. Professor Hage öffnete die Mappe, und vor ihm lag der in Reinschrift geschriebne Anfang einer Abhandlung. Er durchblätterte die Papiere schnell. Es waren viele enggeschriebne Bogen. Und er band die Mappe wieder zusammen, nahm sie unter den Arm und ging.

Der alte Carnevallini machte seine Diener und Kratzfüße und schloß dann alle seine Riegel und Schlösser hinter ihm zu.

Professor Hage ging über den Campo Marzio, durch die enge Winkelgasse und in die Trattoria Bucci, wo der alte Benedetto ihm mit ungeheurer Überraschung und überströmender Ehrerbietung und Freude entgegenkam.

Der Professor bat, man möge ihm eine Flasche von dem alten Monte Mario nach oben hinauf in das letzte Zimmer bringen, und der Wirt flog von dannen.

Oben in dem hintersten Kabinett, am Ende verschiedener sich kreuzender Gänge und Korridore mit Oberlicht und einer schmalen Balkontür, die nach einem Hofraum hin offen stand, in der tiefen Stille des Nachmittags, die über dem ganzen Hause lag, öffnete der Professor Haut Dpseths Mappe und las seine Abhandlung.

Seite für Seite. Immer mehr wurde er gefesselt. Zuweilen schüttelte er den Kopf und las noch einmal, murmelte einen Widerspruch oder nickte Beifall.

Als das Manuskript zu Ende war, sah er sich unwillkürlich in der Mappe nach einer Fortsetzung um. Er versank in Betrachtungen . . .

Ja, hier sind Wege gefunden — die uns beide umgehn!

Plötzlich fuhr er auf, schenkte sich ein Glas aus der Flasche ein und leerte es in einem Zuge. Er fühlte, daß ihm der Kopf heiß wurde. Und in aufrechter Haltung blieb er auf dem Stuhl sitzen, während er mit den Fingern hart auf den Tisch und das Manuskript trommelte.

Endlich knotete er die Bänder der Mappe sorgfältig zusammen, erhob sich und ging. Unten in dem Gang fand er Benedetto, bezahlte und ging zu der Via Stelletta zurück, lief die Treppen hinauf, ohne auch nur einmal anzuhalten, und klingelte Carnevallini heraus.

Er habe einen falschen Bescheid hinterlassen.

Er wurde wieder in Haut Dpseths Zimmer hineingelassen. Hier legte er die Mappe genau auf denselben Platz, hinterließ seine Visitenkarte und ging.

Professor Hage wanderte zu Fuß den langen Weg um die Piazza del Popolo, den Monte Pincio und nach Hause.

Endlich saß er an seinem Arbeitstisch und schrieb:

Lieber Kollege und Freund!

Ich glaube, daß ich mit Ablauf dieses Semesters auf das Stipendium zur Bestreitung meiner Ausgaben für einen Sekretär verzichten muß. Es wird dies freilich ein nicht geringes Opfer für mich sein. Aber namentlich mit Rücksicht auf den im vergangenen Jahre von dir geäußerten Wunsch, ein junger Student deines Faches möchte das Stipendium erhalten, bin ich mir klar darüber geworden, daß ich mich mit diesen zwei Semestern begnügen muß. Du wirst mir vielleicht

die Rechtfertigung widerfahren lassen, einzuräumen, daß ich mich in der Entscheidung dieser Sache seinerzeit nicht von persönlichem Interesse leiten ließ. Der junge Mann, dem das Stipendium bisher zugute gekommen ist, hat sich durch Ernst und Fleiß der ihm erwiesenen Auszeichnung verdient gemacht. Es ist darum auch meine Absicht, wenn ich es irgendwie ermöglichen kann, ihn noch den nächsten Winter hier zu behalten.

Ich bitte, von der umstehenden Mitteilung mit Diskretion Gebrauch zu machen.

In freundschaftlicher Hochachtung

Dr. Julius Hage

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 23. August 1908

(Die Generalversammlung deutscher Katholiken zu Düsseldorf. Der Fall Schücking in seiner weiteren Entwicklung.)

Alljährlich um diese Jahreszeit finden zwei politische Veranstaltungen statt, die mehr als alle andern die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen pflegen. Es handelt sich dabei um die beiden Bewegungen, die der stetigen Entwicklung unsrer Staats- und Gesellschaftsordnung in nationalem Sinne meist als hemmende und ablenkende Kräfte entgegentreten, und die darum ihrem innersten Wesen nach als Widersacher unsrer nationalen Politik von uns erkannt werden. Sozialdemokratie und Ultramontanismus sind die beiden entschiedensten und gefährlichsten Verneinungen jeder positiven Betätigung des deutschen Volksgeistes. Als organisierte Parteien stehen sie eben jetzt in schroffer Feindschaft dem gegenwärtigen Kurs der Reichspolitik gegenüber, die sich bemüht, alle übrigen Parteiunterschiede möglichst zurücktreten zu lassen, wo es gilt, sozialdemokratische und ultramontane Einflüsse fernzuhalten. Deshalb sind die Veranstaltungen dieser beiden Gegner unsrer nationalen Politik als Grundlage für die Beurteilung der Parteiverhältnisse von besonderer Wichtigkeit.

Während der sozialdemokratische Parteitag in Nürnberg noch bevorsteht, liegt die Hauptveranstaltung des Ultramontanismus schon hinter uns. Kann man aber die Generalversammlung der deutschen Katholiken in Düsseldorf mit Recht so kennzeichnen? Es wird von vielen Seiten eifrig, ja leidenschaftlich bestritten werden, daß der Katholikentag eine ultramontane Veranstaltung ist, und wenn man ganz gerecht sein will, so wird man hervorheben müssen, daß allerdings vieles, was auf den deutschen Katholikentagen nach Betätigung drängt, nur zu Unrecht mit der Erkennungsmarke „ultramontan“ versehen werden kann. Als Ultramontanismus bezeichnen wir kurz den Inbegriff aller der Bestrebungen, die den universalen Charakter der katholischen Kirche und ihre Macht über die Geister und Gewissen zu weltlichen, politischen Machtzwecken mißbrauchen wollen. Keineswegs aber entspringt alles, was auf den Katholikentagen Geist und Phantasie der Teilnehmer beschäftigt, diesem Bestreben. Unverkennbar tritt bei der Mehrzahl der Teilnehmer das aufrichtige Bedürfnis hervor, ein Bekenntnis abzulegen, Zeugnis zu geben von einer Weltanschauung, in der ihnen das Heil und die Wahrheit liegt, und die sie

Grenzboten III 1908

59